

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 1 (1945)

Artikel: Von den Anfangszeiten der Bündnerischen Kantonsschule
Autor: Hartmann, Benedikt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VON DEN ANFANGSZEITEN DER BÜNDNERISCHEN KANTONSSCHULE

Von *Benedikt Hartmann*

Im Mai 1804 ist im Buolschen Haus «auf dem Friedhof» (heute Rätisches Museum) die bündnerische Kantonsschule eröffnet worden. Ihre Anfänge waren so bescheiden, daß der erste Leiter, Pfarrer Peter Saluz, sich den Titel eines Direktors verbat. Die Schülerzahl betrug anfangs 27, stieg aber rasch auf 50 und schwankte dann jahrelang zwischen 70 und 80. Schon nach einigen Jahren mußte das gemietete Haus auf dem Friedhof aufgegeben werden, weil die Familie von Buol seiner selbst wieder bedurfte. Aber nun hatte die Stadt Chur das Klösterlein (Nicolai) zur Verfügung gestellt. Die nötigen Umbauten geschahen unter der Leitung des begabten Churer Architekten Paulus Christ. Von ihm rühren die stattlichen, romantisch-klassizistischen Fassadenpartien her. Im Herbst 1811 konnten die neuen Räume bezogen werden, und sie dienten ja dann mit den nötigen späteren Erweiterungen bis zur Vereinigung der evangelischen mit der katholischen Kantonsschule im Jahre 1850.

In die Anfangsjahre unserer Landesschule (1806—1811) versetzt uns das Folgende, und wir sind in der angenehmen Lage, in der Hauptsache nicht selbst erzählen zu müssen; denn wir folgen der in einer Abschrift erhaltenen, umfangreichen Selbstbiographie des Bauernsohnes *Otto Carisch* von Sarn am Heinzenberg. Schon einmal hatten wir ihr das Wort gegeben im Bischofbergerschen «Haushaltungs- und Familienbuch» von 1942. Damals publizierten wir die Perle dieser Selbstschau, die Kinderjahre in Duvin. Der betagte Prof. Otto Carisch, damals ein sehr bekannter Name in unserem Graubünden, erzählte wenige Jahre vor seinem 1858 erfolgten Hinschied von seinem Jugendparadies im großelterlichen Hause zu Duvin im Lugnez. Es ist die genaueste Schilderung vom Leben und Treiben in einem entlegenen Bündner Dorf des

18. Jahrhunderts, die wir kennen. Die einfache, von dankbarster Liebe diktierte Darstellung schloß dramatisch ab mit der Erzählung der Heimreise des zehnjährigen Knaben von Duvin nach Sarn in den tiefbewegten Tagen, da die Franzosen unter General Demont anfangs März 1799 über Kunkels ins Oberland eindringen und das arge Kriegsjahr begann. Das war des Knaben angsterfüllte Heimkehr von Duvin ins Elternhaus nach Sarn und das Ende seines Kinderparadieses. Aber an der Ausgangspforte stand trotz allen Nebenumständen und dem Kanonendonner von Reichenau her nicht der Engel mit dem Schwert, sondern das Versprechen der rein bäuerlichen Eltern an den im großelterlichen Haus etwas verzogenen Sohn, daß sie ihn wollten «studieren», d. h. nach damaligen Begriffen Pfarrer werden lassen.

Der Weg, den die wohlmeinenden Eltern einschlugen, ist nun ein wahres Paradigma der damaligen Schulverhältnisse in Graubünden. Zunächst wurde die Gemeindeschule von Sarn benützt, die wie andere Bündner Dorfschulen dieser Zeit wohl im Dezember begann, um schon anfangs März zu schließen. Sie war gewiß nicht schlechter als andernorts, und Carisch spricht nicht ohne Dank von ihr, besonders von einem scheinbar grimmigen Lehrer Stoffel Fontauna, bei dem er namentlich im Singen und Rechnen viel gelernt habe. Schlimmer stand es mit dem Lateinunterricht beim Ortspfarrer, den er nun zur Sommerszeit mit einem viel älteren Studenten zusammen genießen sollte. Der gute Mann ging mit seinem Schülerlein so mechanisch und unmethodisch zu Werke, daß der Knabe einen wahren Schrecken vor der Sprache bekam, die den Schlüssel bildet zur Pforte der Weisheit, und nach kurzer Zeit dem sinnlosen Lateinunterricht entfloh. Der Plan, Pfarrer zu werden, war für ihn erledigt. Der Vater mag sich im stillen gefreut haben; denn überflüssige Arbeitskräfte hat der Gebirgsbauer nicht so leicht, und außer Otto (Nutt) waren nur noch zwei Kinder da, der ältere Bruder Fadrig (Friedrich) und der jüngere Biet (Beat). Aber die Mutter war klüger als der Vater, und der Umstand, daß Otto in der Dorfschule seine Kameraden überflügelte, brachte sie auf eine seltsame List.

In Flerden gab es die Privatschule des Pfarrers Friedr. La Nicca, der dort schon seit 1784 amtete. Er war der Familie Carisch verwandt. Diese bezog der unterdessen dreizehnjährige Knabe im November 1802, d. h. also noch anderthalb Jahre vor Eröffnung der Kantonsschule.

Pfarrer La Niccas Schule verfolgte ursprünglich den Zweck, ältere Bauernsöhne, die der Dorfschule entwachsen waren, während vier bis fünf Monaten des Winters in den Elementarfächern weiter zu fördern

und wohl auch besonders im Deutschen, ohne das nun einmal auf verantwortungsvolleren Posten nicht auszukommen war. Den Namen einer Realschule konnte sie kaum beanspruchen. Nun aber bereitete der Flerdener Pfarrherr seinen eigenen Sohn, Melchior, auch im Latein vor und später eine Reihe von jungen Pfarramtsaspiranten. Der kleine Nutt Carisch hatte beim Eintritt in die Schule die Bedingung gestellt, nicht Latein lernen zu müssen. Aber die Mutter war klüger als er. Sie scheint mit Pfarrer La Nicca ausgemacht zu haben, daß er den Jungen unvermerkt doch ins Latein nehmen solle. Und die treue List gelang. Dem Pfarrer, diesmal keinem üblen Methodiker, gelang es, dem Knaben zugleich mit dem Deutschen auch etwas Latein beizubringen, als müßte es so sein, und die frühere Abneigung war überwunden. Und wie dann die anderen Bauernsöhne über Sommer wieder nach Hause gingen, blieb Otto mit Einverständnis der Eltern. Er war nun also, wider Willen, doch in die Theologenschule geraten.

Der kleine Carisch — er blieb auch lange Zeit körperlich unentwickelt — war in Flerden bei einer befreundeten Familie untergebracht und kehrte in der Regel nur für den Sonntag ins Elternhaus zurück. Frühstück und Abendessen bereitete er sich selbst. Beachtenswert ist das Tagespensum, das er aus der Erinnerung mitteilt. Morgens 5 Uhr ging's in die Fröhschule, und dann kam eine stündige Pause für das Frühstück. Von 8—11 und 1—5 Uhr wurde wieder Unterricht erteilt. Fächer waren: Deutsch, biblische Geschichte, Schreiben, Rechnen, mündliches und schriftliches Übersetzen, Kalligraphie und eben auch Latein. In der Abenddämmerung gab's eine Art Konfirmandenunterricht, doch ohne gedruckten Katechismus.

«So blieb ich denn», schreibt Carisch, «bis ins fünfte Jahr in Flerden bei mehr oder weniger fortschreitender Beschäftigung, und das war zu lange, wirklich zu lange.» Der äußere Trennungsgrund war schließlich eine große Schlägerei beim Mazzaspiel, in der Carisch der hauptsächlich leidende Teil war. Über Charakter und Geistesart des Pfarrers La Nicca hat sein ihn später überflügelnder Schüler dauernd mit Achtung geurteilt. Vermutlich erfolgte der Austritt im April 1806, und schon im Mai des gleichen Jahres bezog der 16½jährige Jüngling die Churer *Kantonsschule*. Die Eltern rechneten wohl damit, daß ihr Sohn in vier bis fünf Jahren am Ziel sein werde und auf der Kanzel stünde. Aber sie hatten ein Doppeltes nicht in ihre Rechnung einbezogen: das neue Jahrhundert und den stets wachsenden Erkenntnisdrang ihres Sohnes. Und so konnte es dann geschehen, daß der unter-

dessen stattlich ausgewachsene Nutt zwar nach fünf Jahren zum erstenmal eine Kanzel betrat (zu Ostern 1811), in Wirklichkeit aber jetzt erst eine Hochschulbildung erstrebte. Wir lassen ihn nun aber selbst weiter erzählen.

*

«Nicht ohne Mühe erhielt ich nun (zu Ostern 1806) von meinen Eltern die Erlaubnis, die Kantonsschule zu besuchen. In Chur kam ich mit viel Einbildung und sehr geringen Kenntnissen, aber großem Eifer, zu lernen, an. Im Rechnen hatte ich in Flerden für ein ausgemachtes Genie gegolten. In Chur konnte ich aber auch die gewöhnlichsten Rechnungen nicht lösen oder, wie ich sagte, sie nicht ansetzen. In Geographie und Geschichte wußte ich nichts, nicht einmal das Notdürftigste von der vaterländischen. Im Lateinischen hatte ich noch keine Klassiker gelesen, sondern nur die Gespräche in Langes Grammatik und die biblischen Geschichten von Castellio übersetzt. Nicht nur Schiller, Johannes Müller und Gellert, sondern auch Salzmann und Campe waren mir ganz unbekannte Namen... Die Kantonsschule, eine Schöpfung besonders von Herrn Prof. P. Saluz, Landshauptmann J. U. v. Salis-Seewis und Dr. M. Raschèr, erst vor zwei Jahren gegründet, hatte nicht mehr als 40 bis 50 Schüler und vier Professoren nebst Zeichnungs- und Schreiblehrer.

Direktor und Religionslehrer war Professor *Saluz*, ein sehr ehrwürdiger Mann in seinem Äußeren und seinem ernsten und zugleich liebevollen Benehmen. Leider starb er schon nach zwei Jahren (1808). Der gelehrteste und zugleich gefürchtetste Lehrer war Professor *Gautsch* (Carisch schreibt den Namen stets so) aus Hannover, der den Unterricht in den alten Sprachen und der Geschichte erteilte. Er hatte in der Tat schöne Kenntnisse und war ein guter Mann, aber ohne Methode, was sich leider im Fortgang der Jahre immer fühlbarer herausstellte. Für die Mathematik war Herr *Gutmann* aus Zürich angestellt. Er war noch ganz jung und von ausgebreiteten Kenntnissen, nur nicht in den Fächern, in denen er Unterricht erteilen sollte, wie er sich selbst beklagte und weshalb er auch bald die Schule verließ. Er hat sich später durch Erziehungsblätter und besonders auch durch seine Übersetzung des Tacitus einen Namen erworben. Fürs Französische war Herr *Benedikt* von Schleins, der nach dem Tode des Herrn Saluz Direktor der Kantonsschule und Pfarrer von Chur wurde. Er war ein höchst gemüthlicher, heiterer Mann, in hohem Grade enthusiastisch und daher fürs



Alte bündnerische Kantonsschule Nicolai

praktische Leben weniger geeignet als für den geselligen und gemütlichen Umgang. Herr *Richter* aus Sachsen war Zeichnungslehrer, und Herr *Christ*, ein vortrefflicher Schreiber, gab den kalligraphischen Unterricht. Den Unterricht im Italienischen erteilte Herr Professor *Graß*, ehemals reformierter Pfarrer in Triest, ein alter Mann, der auch den theologischen Unterricht neben Herrn Saluz gab. Waren diese Männer auch nicht so gelehrt wie spätere, so wirkten sie doch in den damaligen

Verhältnissen sehr wohlthätig, und unter ihnen wie unter den Schülern herrschte ein höchst trauliches und gemüthliches Leben, wie dies später wohl selten der Fall gewesen sein mag. . . .

Das erste, niederschlagendste Unglück, das mir in der Schule begegnete, war die Folge einer versäumten Zeichenstunde, die wir um 1 Uhr hatten. Ich bat Herrn Richter, sie an jenem Tage auslassen zu dürfen. Er wies mich aus großer Gewissenhaftigkeit an Herrn Saluz. Bis zu diesem mit meiner Bitte vorzudringen, wagte ich aber nicht, konnte aber dennoch der Versuchung nicht widerstehen, die Stunde auszulassen. Und warum? Weil gerade zu dieser Stunde der erste Transport Rekruten, dreiundsechzig an der Zahl, unter Lieutenant *Bundi* mit Sang und Klang, mit schönen Maien und Bändern auf den Hüten nach Frankreich abgehen sollte. Die alte Liebe zum Soldatenwesen und der Wunsch, diesen Zug abgehen zu sehen, hatten sich meiner Seele so bemächtigt, daß ich die Stunde schwänzte. Ich büßte mein Vergehen schwer bei der nächsten Censur, und sie war die einzige, die mir an der Kantonsschule Leiden der Art gebracht hat.

Die größte Freude, die mir vielleicht in meiner Schulzeit zuteil wurde, trat indes in demselben Halbjahr ein, nämlich ein Examen. Es wurden damals noch den besten Schülern Prämien zugeteilt. Sie bestanden in nötigen Schulbüchern. Die derselben würdig gehaltenen Schüler wurden beim Schluß des Examens genannt und in die erste Bank hervorgerufen. Da erschallte unter diesen Namen, mir völlig unerwartet, der meinige, schon als der zweite oder dritte. Meine Freude darüber war unendlich groß.

Eine große Torheit beging ich im Herbst 1807 in der besten Absicht von der Welt. Ich hatte sehr gewünscht, daß meine Brüder etwas mehr Unterricht genießen möchten als den, den sie zwei Winter hindurch in Flerden erhalten hatten. Davon, daß meine Eltern sie in eine ordentliche Schule schicken würden, war keine Rede, obschon sie es bei anderen Ansichten über Erziehung und Bildung ihren Vermögensumständen nach sehr wohl hätten tun können. Ich entschloß mich daher, meine Studien auszusetzen, nach Sarn zu gehen und da den Winter über meine Brüder zu unterrichten. Diese Torheit beging ich wider den Rat meiner Lehrer. Der Zweck wurde aber ganz verfehlt. Meine Brüder fanden keine Zeit zu einem regelmäßigen Unterricht im eigenen Hause, und ich verbrachte einen kostbaren Winter in sehr unangenehmer Weise und erkrankte nach der Rückkehr nach Chur im März 1808 an einem gefährlichen Gallen- und Nervenfieber . . .

Unter den Kantonsschülern waren damals die älteren und am meisten vorgerückten einige meiner Gemeindegengenossen. *J. A. Camenisch* von Sarn, seither immer mein Freund, weil ein höchst achtbarer Mann und sehr schlicht, *J. Beat Wazzau*, *J. Marugg*, vielleicht der geistreichste und fleißigste von allen, der auch später bei Daub in Heidelberg tüchtig Theologie studierte und ein besseres Schicksal in seinem späteren Leben verdient hätte, wenn mehr Liebe und Klarheit in seinem Geist heimisch geworden wäre. Er äußerte einmal, als der Vorschlag zum Kartenspiel unter uns gemacht wurde: «Nein, es ist von der Schule verboten, und so wollen wir, als die ältesten Schüler, es nicht tun!» Eine sittliche Stärke, zu der ich mich damals wahrlich noch nicht erhoben hatte und die deswegen, durch den Contrast, einen um so stärkeren Eindruck auf mich machte. Ferner *Tester*, mein späterer Kollege an der Kantonschule, schon damals genial, geistreich. Von ihm erhielt ich Gellerts Fabeln, die mich sehr ansprachen und einen wirklich tiefen Eindruck auf mich machten. Durch ihn hörte ich auch von Schiller und lernte diesen durch seinen «Fridolin» (Der Gang zum Eisenhammer) kennen. Auch Herr *La Nicca*, mein Flerdener Commilitone und späterer Pfarrer, war da, und *J. J. Truog*, Sohn des Dekans in Thusis, ein kleiner, ungestalteter, alter Junge, im Wissen aber viel weiter als die meisten seiner Klassengenossen. Dieselben wohnten bei Herrn F. Truog in der Oberen Gasse und führten ein lustiges Leben, besonders durch die Possen, die sie sich abends auf Kosten ihres armen Mitschülers Truog erlaubten. Und doch war es gerade dieser gute Truog, dem ich etwas zu verdanken hatte, was mir so viel Freuden bereitet und meinem Leben eine neue Richtung gegeben hat.

Als ich im Herbst 1807 nach Sarn reiste zu dem unglücklichen Aufenthalt jenes Winters, gab mir Truog einen Empfehlungsbrief an seinen Freund *Christoph von Albertini* in Tamins mit. Ich überbrachte ihn am Vormittag und wurde eingeladen, zu Mittag zu bleiben. Der junge Herr von Albertini litt seit seinem siebenten Jahr an einer Lähmung, die sich im Laufe der Zeit immer mehr erweiterte. Er konnte schon damals nicht mehr gehen, sondern wurde auf einem Rollstuhl von einem Zimmer in das andere gefahren. Auf diesem Stuhle war er aber sehr heiter, witzig, munter, fleißig, ein höchst reiner, liebevoller Mensch und vortrefflicher Gesellschafter. Schon in einem so vornehmen, adeligen Hause als Gast zu sein, war für einen Bauernjungen etwas Schmeichelhaftes. Die Unterhaltung mit einem so reinen, lieben jungen Manne hatte etwas Erhebendes und wurde nicht wenig verstärkt durch die übrigen Hausgenossen

... In einer so vornehmen Familie war ich nie gewesen. So viel Bildung, so viel weibliche Anmut, so viel sittlich gute Menschen hatte ich nie beisammen gesehen. Der Eindruck wirkte mächtig auf mein Gemüt ... Von da an, wo ich diese treffliche Familie öfter besuchte, in ihr auch dann größtenteils meine Ferien zubrachte, lernte ich dort neben den Hausgenossen (Mutter, Schwester, nahe Verwandte) auch andere vornehme Familien und namentlich unsere angesehensten Staatsmänner kennen. Da war auch eine schöne Bibliothek, aus der ich nach Belieben Bücher geliehen bekam. Da wurde nicht nur von Vieh und Heu, sondern von wichtigen Landesangelegenheiten und den neuen literarischen Produktionen gesprochen, was mir alles sehr ungewohnt, aber in hohem Grade anziehend war ...

Christoph v. Albertini starb im Januar 1809. Sein Testament hatte er geschrieben, ohne daß jemand im Hause etwas davon wußte, obschon ihm alles dazu Erforderliche auf den Tisch gegeben werden mußte. Daß er es getan und den Ort, wo es sich befand, hatte er nur Truog und mir anvertraut und der Mutter nach seinem Tode anzuzeigen aufgetragen. Er hatte sich in demselben ein Begräbnis in der Kirche verbeten, der Schule von Tamins 400 fl. und jedem seiner Freunde ein Buch aus seiner Bibliothek vermacht, mir Pfeffels Fabeln, an denen ich ein so großes Wohlgefallen gezeigt hatte ...

In die Jahre 1808/1809 fällt auch die Errichtung des *Cadettencorps* an der Kantonsschule, was ein neues, freudiges Leben unter uns weckte. Herr Obrist *Pellizari* hatte die Leitung desselben übernommen und unter ihm die Herren Hieronymus v. Salis, Stephan v. Pestalozzi und Karl v. Pestalozzi, alles Männer, die bald nachher zu hohen Stellen gelangt sind. Die Freude am Exerzieren war unter uns groß und allgemein, und das erste Exerzierfest war eine der schönsten öffentlichen Ergötzlichkeiten, die mir bis dahin zuteil geworden waren.

Unterdessen waren Veränderungen in bezug auf das Lehrpersonal in der Kantonsschule eingetreten, die auf meine Fortbildung den wohlthätigsten Einfluß hatten. Herr Professor *Paul Kind*, ein sehr kenntnisreicher junger Mann, wurde bei seiner Rückkehr von der Universität als Lehrer angestellt, und bei ihm hörten wir mit gutem Erfolg römische Geschichte. Dadurch, daß ich im Albertinischen Hause Fergusons römische Geschichte und später auch Gibbon kennen gelernt und geliehen bekommen hatte. Ich fühlte nun recht den Unterschied in bezug auf die Studien, ob der Schüler bloß treulich zuhört und repetiert, oder ob er durch Selbststudium und literarische Hilfsmittel schon vorbereitet zu

dem in den Lehrstunden behandelten Stoffe kommt. Welch anderer Nutzen und welche andere Freude im letzteren Falle!

Aber weit wichtiger für mich war die Anstellung von zwei anderen Lehrern, den Brüdern *Johann Baptist* und *Friedrich von Tscharner*. Sie waren aus einer der reichsten Churer Familien, beide geistreich und unter ihren Altersgenossen wohl weitaus die gebildetsten und kenntnisreichsten. Ihr Berufsstudium war das Rechtsfach. Der alte Bürgermeister von Tscharner, ihr Vater, war eines der Häupter der französischen Partei in Bünden gewesen, die aber jetzt noch so in Verruf war, daß die Kinder die wirklichen oder angedichteten Sünden und Taten der Väter, in politischer Beziehung, zu entgelten hatten. So wurden die jungen Männer nur zu philanthropischen Zwecken zugelassen und zu Geschäften, die so schwierig waren, daß andere sie nicht leicht erledigen konnten. Als einst auf einer Zunft der Vorschlag gemacht wurde, Herrn J. B. von Tscharner zum Zunftmeister zu wählen, ließ sich eine Stimme laut vernehmen: «Kein Tscharner mehr obenan!» So sahen sich diese angesehenen und unabhängigen Männer wegen schnöder Befangenheit ihrer Mitbürger von der politischen Wirksamkeit ausgeschlossen; aber in ihrem Inneren gedrungen, ihre Kräfte dem Vaterland zu widmen, entschlossen sie sich, provisorisch eine pädagogische Laufbahn zu betreten und jeder zwei bis drei Stunden täglich Unterricht an der Kantonsschule zu übernehmen.

Bei Herrn *J. B. v. Tscharner* hatte ich mit nur wenigen Klassengenossen, Killias, Sandri, v. Albertini und Christ, mathematischen Unterricht, Algebra, Stereometrie und Trigonometrie, während drei Semestern. Ich erinnere mich immer noch der großen Freude, die ich empfunden, als ich die erste Aufgabe in ungenannten Zahlen allein zu lösen vermocht habe. Ich fand das gar zu schön und hatte von da an großes Vergnügen daran. Gerade diese Spezialität hat mir die Richtigkeit der Behauptung recht anschaulich gemacht, daß sich die Menschen zuweilen vor dem Denken recht ordentlich scheuen. Denn in der Tat war es nur Scheu vor dem Denken, wenn ich früher die Lösung solcher Aufgaben nur etwa bis zur Hälfte oder drei Vierteln brachte und dann, wie einer, der auf schwankendem Brett von Furcht oder Schwindel befallen wird und zurückkehrt, wirklich nur den Mut nicht hatte, sie zu Ende zu bringen...

Unendlich mehr verdanke ich aber meinem anderen neuen Lehrer, dem Herrn *Friedr. v. Tscharner*, bei dem ich deutschen Unterricht erhielt und zwar einen solchen, daß ich mir auch dermalen noch keinen

anziehenderen, fruchtbareren und vollkommeneren denken kann, geschweige denn, daß ich einen ähnlichen in den mir seither bekannten Schulen irgendwo gesehen hätte. Mit seiner natürlichen Lebhaftigkeit vereinigte dieser Mann sehr ausgebreitete Kenntnisse in der Literatur, kein weichliches, sondern ein mit Ernst gepaartes Wohlwollen gegen seine Schüler, ein gewissenhaftes Streben, ihre Fortschritte zu fördern, und die unermüdliche Tätigkeit und Ausdauer, diesen Zweck zu erreichen.

Wir hatten bei ihm nur deutsche Stunde; was alles hat er aber nicht in diese zur Weckung und Belebung aller moralischen, religiösen und ästhetischen Kräfte hineinzubringen gewußt! Wenn ich früher gerne gelernt hatte und fleißig gewesen war, so lernte ich jetzt mit Begierde und inniger Lust. Der Treufleiß verwandelte sich unter seiner Leitung in flammende Liebe fürs Studium. Die deutsche Grammatik wurde eine philosophische Sprachlehre, eine praktische Logik, und die schöne Vermählung mit der Rhetorik wurde an schlagenden Beispielen nachgewiesen. Seine Korrekturen in den schriftlichen Aufsätzen waren einleuchtend und dadurch in hohem Maße belehrend . . .

Außer den Schulstunden widmete er aber auch jeden Samstag seinen älteren Schülern ein paar Abendstunden. Auch von diesen sind mir die dankbarsten Erinnerungen geblieben. In ihnen wurden nur deutsche Dichter gelesen und erklärt. Hier erst wurde ich mit dem mir seither so teuer gewordenen Joh. Peter Hebel bekannt sowie mit Voß, Goethe u. a. Hier war es besonders darauf abgesehen, den Geschmack und das ästhetische Gefühl der jungen Leute zu bilden, und auch in dieser Beziehung hatten wir ihm gewiß das Meiste aus unserer Schulzeit zu danken.

Doch nicht nur als Lehrer mußte ich Herrn v. Tscharner achten und lieben; er wurde auch in anderen wichtigen Angelegenheiten des Lebens mein Wohltäter und Freund. Meinen Eltern fiel es immer schwerer, mich in Chur zu erhalten. Sie hätten mich schon im Capitel (d. h. in der Synode) zu sehen gewünscht. Ich aber hatte die theologischen Studien kaum angefangen und fühlte nur zu wohl, daß ich fürs Examen noch zu unreif, überhaupt noch zu weit zurück und längerer Studien bedürftig war. Da war es Herr v. Tscharner, der sich erbot, mir zu diesem Zweck Vorschüsse zu machen und mich dadurch von schweren Sorgen großmütig befreite.»

So weit geben wir Otto Carisch selbst das Wort und tragen zusammenfassend noch einiges nach, was die damaligen Verhältnisse der

Churer Kantonsschüler beleuchtet. Konvikt gab es keines, Kosthäuser aber in Bälde eine ganze Reihe. Carisch begann diesen Teil seines Schülerdaseins «bei einem Landsmann, Herr Schreiber *Beat Caflisch* von Flerden, der im Dalpischen Laden angestellt war und sich unlängst mit der schönen Jungfer Denz von Chur verheiratet hatte. Die Leute waren recht gut gegen mich, und ich habe sie auch immer lieb behalten, obgleich ihr Haus späterhin, wo sie auch wirteten und vier Werber zu Tisch hatten, für Schüler nicht besonders geeignet war». Später kam er «zu einer Familie *Christ*, in der Nähe der Ziegelhütte, die damals mehrere Tischgänger hielt. Es waren gute Leute, die sich aber nicht genug bei uns in Respekt zu setzen wußten und uns so gut nährten, daß ihre Finanzen darunter litten». Ein Jahr lang hatte er sein Quartier zugleich mit einem seiner Aufsicht anvertrauten jüngeren Schüler (Kramer aus Mailand) bei Ratsherr *Cantieni*, und schließlich landete er für das letzte Halbjahr in der ziemlich fashionablen Pension der Frau *Rechsteiner*. Hier kamen auch mehrere unverheiratete Kantonsschullehrer zu Tisch, so *K. Herold*, der spätere städtische Bauinspektor, weiter Prof. Gautsch, den wir bereits kennen, und schließlich der originelle, aber abenteuerliche *Bassi*, von Carisch Bassus genannt, der damals als Italienischlehrer eine Gastrolle an unserer Landesschule gab. Der gesellschaftliche Verkehr der älteren Kantonsschüler scheint ziemlich zwanglos gewesen zu sein, «fern von der strengen Schulzucht, die später unter Herr Direktor Holds Regierung eingeführt worden ist». Dabei ist allerdings nicht zu vergessen, wie klein und ohne schärfere Vorschriften kontrollierbar die Schülerzahl noch war. Auch wissen wir, daß dann 1814 Einsichtige es begrüßten, als Hold den jovialen S. Benedict in der Schulleitung ablöste. Schülervereine waren noch eine unbekannte Sache; auch die Turnerei nahm erst unter dem 1820 angetretenen Professor Völker ihren Anfang. Doch nennt Carisch das vorübergehende Dasein einer *literarischen Gesellschaft*, in der J. B. v. Bavier, der spätere Nationalrat, und Ludwig Christ, in der Folgezeit freisinniger Politiker und Journalist, hervortraten.

Im Mai 1811 bezog Otto Carisch dann die Akademie in Bern. Er hätte auch wie seine Klassengenossen eine eigentliche Universität besuchen können, aber der wohlmeinende Rektor Benedict hatte ihn nach «seinem lieben Bern» gewiesen und empfohlen, weil dort besonders gute Aussicht bestand, mit der Tätigkeit als Hauslehrer wenigstens einen Teil des nötigen Unterhaltes zu verdienen. Reisebegleiter und Beschützer von Chur bis Bern war ihm jener Lieutenant *Balthasar Bundi*

von Ilanz, der uns schon einmal begegnet ist. Dieser reiste zu seinem Regiment nach Namur; und plötzlich werden wir inne, daß wir noch in der Endzeit der Napoleonischen Aera stehen. Das ist ja der wackere Bundi, der im folgenden Jahr den Feldzug nach Rußland mitmachte und ihn überlebte. Man möchte sagen, daß dieser zweite Lebensabschnitt Carischs beinahe so dramatisch schloß wie der erste, nur daß diesmal der junge Heinzenberger selbst nicht mit hineingezogen wurde.

Unter seinen Churer Lehrern sind übrigens zwei, mit denen er noch einige Jahre lang im Briefwechsel blieb. Der eine ist der Philologe Gautsch, der ihn im Latein und Griechisch, soweit es in viereinhalb kurzen Jahren möglich war, in den Sattel gehoben hatte, der andere aber Joh. Fried. v. Tscharner. Die durch Carisch lebenslang sorgsam aufbewahrten Briefe dieses väterlichen, wenn schon nur neun Jahre älteren Freundes gehören zum Schönsten, was geistige Fürsorge eines Mittelschullehrers für einen Abiturienten leisten kann. Tscharner hatte die Kräfte seines Schülers richtig erkannt und ihn längst als einheimische Hilfskraft für die bündnerische Landesschule in Aussicht genommen. Unter anderem gab er ihm den Rat, eine Bündner Pfarrei anzunehmen und in Verbindung damit eine — ach so notwendige — Vorbereitungsanstalt für den Eintritt in die Kantonsschule zu eröffnen. Und sein letzter uns erhaltener Brief vom 4. April 1819, geschrieben an den damals in Berlin zu Füßen des Theologen Schleiermacher sitzenden Carisch, gab der Freude Ausdruck, daß dieser sich durch Rektor Hold habe bewegen lassen, den Ruf als Nachfolger des nach Zürich berufenen Professors Joh. Casp. v. Orelli anzunehmen. Was dazwischen lag für unseren Heinzenberger, zwischen Bern von 1811 und Berlin von 1819, mag ein anderes Mal erzählt werden.